



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Der brillante und weltberühmte Neurobiologe Stefano Mancuso erzählt Geschichten von Pflanzen, die mit Ereignissen der Alltags- wie der Weltgeschichte verbunden sind. Etwa die Freiheitsbäume der Revolutionen im 18. und 19. Jahrhundert oder die spektakuläre Entführung des Sohnes von Charles Lindbergh 1932. Dieser außergewöhnliche Kriminalfall, der die Weltöffentlichkeit in Atem hielt, ließ sich mit Hilfe eines Holzstücks aufklären. Und da ist die Geschichte einer einzigartigen Rotfichte, aus der Stradivari vierzehn göttliche Geigen schuf. In diesem einzigartigen Buch machen Pflanzen Welt-Geschichte. Stefano Mancuso appelliert an uns alle, die Pflanzen, die Erde und damit uns selbst zu schützen. Ein wichtiges Buch, unnachahmlich erzählt und mit den neuesten Erkenntnissen der Pflanzenforschung fundiert.

Die Welt der Pflanzen

*... und wie sie
Geschichte machen*

Stefano
Mancuso

Aus dem Italienischen übersetzt
von Andreas Thomsen

Mit Zeichnungen des Autors

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»La pianta del mondo« im Verlag

Gius. Laterza & Figli in Bari und Rom

© 2020, Gius. Laterza & Figli

Für die deutsche Ausgabe

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung einer Abbildung von

© Shutterstock, jopelka, losmandarinas, Zoya Kriminskaya

Alle im Buch verwendeten Zeichnungen/Aquarelle

stammen von Stefano Mancuso © Stefano Mancuso

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co

ISBN 978-3-608-98076-9

E-Book: ISBN 978-3-608-11995-4



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

für Paola und Sonia



INHALT

Einleitung	9
01 __ Pflanzen der Freiheit	13
02 __ Pflanzen der Stadt	41
03 __ Pflanzen des Untergrunds	67
04 __ Pflanzen der Musik	83
05 __ Pflanzen der Zeit	97
06 __ Pflanzen der Erkenntnis	119
07 __ Pflanzen des Verbrechens	149
08 __ Pflanzen des Mondes	167
Anmerkungen	179
Autor	186

—EINLEITUNG

Nachdem ich einen Großteil meines Lebens in Gesellschaft von Pflanzen verbracht habe, spüre ich nicht nur ihre allgegenwärtige Präsenz auf dem Planeten, mir ist auch klar geworden, wie sehr ihre Geschichten unsere Geschichten sind.

Anfangs glaubte ich, diese besondere Wahrnehmung der Pflanzenwelt sei schlicht eine Folge meiner Sympathie für diese stillen Wesen. Und wie jeder, der eine starke Affinität zu etwas entwickelt, begann ich, überall Pflanzen zu sehen. Wer schon einmal verliebt war, wird wissen, was ich meine. Man hat dieses seltsame Gefühl, buchstäblich alles, ganz gleich wie gering der Bezug auch sein mag, sei irgendwie mit dem Subjekt der eigenen Liebe verbunden. In jedem Ereignis, in jedem Lied, im Wetter oder in den Pflastersteinen des Bürgersteigs, in allem scheint die Liebesbeziehung widerzuhallen. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an einen amüsanten Roman von Guy de Maupassant (1850–1893), den ich als Junge gelesen habe. Darin geht es um eine Dame, die sich häufig verliebt und bei jeder neuen Liebe ihr ganzes Leben umstellt, indem sie den Beruf des Angebeteten in den Mittelpunkt ihres Interesses stellt. Als sie sich in einen Juristen verliebt, spricht sie von nichts anderem als von Gesetzbüchern und Prozessen, bei einem Apotheker sind es Medizin und Medikamente und bei einem Jockey dreht sich für

sie plötzlich alles um Pferde, Sättel und Zaumzeug. Das bekannte, etwa zur selben Zeit entstandene deutsche Volkslied *Grün, grün, grün sind alle meine Kleider* thematisiert etwas Ähnliches, und ich bin sicher, dass die meisten jemanden kennen, der sich schon einmal so verhalten hat. Das ist übrigens einer der Gründe, warum mit frisch Verliebten so wenig anzufangen ist.

Ich begann mich also zu fragen, ob mich meine Verliebtheit in diese grünen Wesen überall Pflanzen sehen ließ, an jedem Ort und am Anfang jeder Geschichte und jedes Ereignisses. Ich habe gründlich darüber nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen, dies sei ziemlich sicher nicht der Fall. Mit Pflanzen zu leben, sie zu studieren und in den Mittelpunkt meines Interesses zu stellen, hat nichts damit zu tun, dass sie am Anfang jeder Geschichte stehen. Es liegt schlicht an ihrer enormen Zahl und der unbestreitbaren Tatsache, dass sie die Quelle allen Lebens auf der Erde sind. Wie könnte es auch anders sein? Wir Tiere tragen gerade einmal 0,3 Prozent zur Biomasse bei, während es bei den Pflanzen 85 Prozent sind. Deshalb bleibt es gar nicht aus, dass jede Geschichte auf die eine oder andere Weise mit Pflanzen zu tun hat. Unser Planet ist eine grüne Welt, weil er ein Planet der Pflanzen ist. Eigentlich kann man keine Geschichte über ihn erzählen, in der nicht auch seine zahlreichsten Bewohner vorkommen. Trotzdem gestehen wir den Pflanzen in unseren Geschichten bestenfalls die Rolle von Statisten zu – sofern wir sie überhaupt erwähnen. Denn diese Wesen, von denen das Leben auf der Erde abhängt, sind aus unserer Wahrnehmung verschwunden.

Sobald man jedoch aufhört, in der Welt ausschließlich den Spielplatz der Menschheit zu sehen, kommt man gar nicht mehr umhin, ihre Allgegenwart zu bemerken. Denn Pflanzen sind überall und ihre Geschichten unweigerlich mit unseren verflochten.

Der englische Komponist Sir Edward Elgar (1857–1934) wurde eines Tages gefragt, woher seine Musik komme. Darauf antwortete er: »Ich denke, dass die Musik in der Luft liegt, sie ist allgegenwärtig, die Welt ist voll davon, und man nimmt sich einfach so viel, wie man braucht.«¹

Dasselbe gilt für die Pflanzen, denn auch sie sind überall. Um ihre Geschichten zu erzählen, muss man einfach nur zuhören und sich jedes Mal so viel nehmen, wie man braucht.

Genau das tue ich in diesem Buch. Ich greife hier und da Geschichten von Pflanzen auf, die mit Ereignissen der Menschheitsgeschichte verbunden sind, so dass Mensch und Pflanze im großen Epos des Lebens miteinander verschmelzen. Man kann es mit einem Wald vergleichen, in dem jeder Baum durch ein unterirdisches Wurzelgeflecht mit allen anderen zu einem Superorganismus verbunden ist. So wie dort bilden die Pflanzen überall auf der Welt die Grundlage des Lebens. Sie sind der Plan. Sie nicht zu bemerken oder gar zu ignorieren und zu glauben, wir stünden über der Natur, gefährdet das Überleben der Menschheit.

01 — Pflanzen der Freiheit







—*Ficus macrophylla* (Großblättrige Feige).

Dieser gigantische, scheinbar unangreifbare Baum ist für seine Fortpflanzung auf ein einziges Insekt, die Feigenwespe (*Pleistodontes froggatti*), angewiesen.

Ohne sie fallen die unbefruchteten Feigen unreif auf den Boden. In seiner Stärke und Erhabenheit gleicht dieser Baum der Freiheit, denn auch sie ist nur schwer zu erschaffen.

01__PFLANZEN DER FREIHEIT

Papier hat mich immer schon unwiderstehlich angezogen. Als ich drei Jahre alt war, verliebte ich mich zuerst in die Kindergärtnerin und gleich danach in Papier. Und diese zweite Liebe hat niemals nachgelassen. Sie besteht unverändert bis heute fort und begleitete mich schon, lange bevor meine Leidenschaft für Pflanzen erwachte. Eine meiner ersten kindlichen Emanzipationserinnerungen hängt mit Papier oder, besser gesagt, mit Comicheften zusammen. Damals glaubte ich, es hinge allein vom Großmut und den Launen meiner Eltern oder anderer erwachsener Verwandter ab, ob ich welche bekam oder nicht. Erwiesen wurde mir die Gnade dieser phantastischen Geschichten in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen, etwa an meinen Geburtstagen oder wenn ich etwas Besonderes geleistet hatte. Natürlich wusste ich, dass die Heftchen aus jenen Wonnen verheißenden Orten stammten, die man Zeitungskioske nennt. Doch zu diesen heiligen Gefilden hatten nur Erwachsene Zutritt. Für einen Knirps wie mich waren sie so unerreichbar wie der Olymp für alle Sterblichen. Dann eines Tages – ich muss sieben Jahre alt gewesen sein – fand ich mich während eines Urlaubs in Rom unversehens zum ersten Mal in meinem Leben vor einem Stand mit Second-Hand-Comics wieder.

Ich sah Kinder in meinem Alter, mit und ohne Eltern, Erwachsene, Männer und Frauen, die sich alle gleichermaßen an den Wundern die-

ser Druckerzeugnisse ergötzen. Niemand wurde diskriminiert, noch nicht einmal durch sein Einkommen. Die hundert Lire, die ein Heft kostete und selbst die 400 Lire, die man für fünf Hefte hinblättern musste, lagen durchaus im Rahmen meiner finanziellen Möglichkeiten. Denn ich hatte immer einen Tausend-Lire-Schein dabei, den mein Vater mir »für alle Fälle« mitgegeben hatte. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht die geringste Vorstellung davon gehabt, was mit diesen »Fällen« gemeint sein könnte. Ich investierte die tausend Lire in zwölf (aufeinanderfolgende) Ausgaben von *Comandante Mark*. Es war ein magischer Moment.

Seit damals sind die Stände mit Second-Hand-Zeitschriften und antiquarischen Büchern zu einem festen Bestandteil meines Lebens geworden. In Florenz besuche ich einige von ihnen nun schon seit mehreren Besitzergenerationen. Und obwohl keiner von ihnen mein Herz so sehr bewegt hat wie jener erste Stand in Rom, sind mir viele der Bücher, die ich an Orten wie diesen entdeckt habe im Gedächtnis geblieben – darunter auch eines mit dem bombastischen Titel *Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté*, das mir auf dem *Marché du livre ancien et d'occasion Georges Brassens*, dem Markt für antiquarische Bücher in Paris, in die Hände fiel.

Der Besuch dieses Marktes gehört zu den unerlässlichen Terminen für jeden Bücherfreund, der in Paris lebt oder sich zufällig am Wochenende dort aufhält. Denn jeden Samstag und Sonntag versammeln sich fünfzig bis sechzig *Bouquinisten*, also Antiquare, unweit des nach Georges Brassens benannten Parks im 15. Arrondissement, um ihre Waren den stets zahlreich erscheinenden Bibliophilen feil zu bieten. Man erkennt sich sofort, denn es sind immer dieselben, die sich an immer denselben Orten treffen, um Wochenende für Wochenende begierig die unsortierten Stapel auf den Ladentischen der Buchhändler zu durchstöbern. Unter ihnen gibt es diejenigen, die seit Jahren nach der einen ganz bestimmten Ausgabe suchen, die ihnen noch fehlt, um ihre Sammlung irgendeiner obskuren Reihe aus dem frühen 20. Jahrhundert zu vervollständigen, oder solche, die Bücher zu ganz bestimmten, oftmals

abseitigen Themen sammeln. So ist mir tatsächlich einmal jemand begegnet, der sich mit Kaffeemaschinen beschäftigte. Andere treibt die Leidenschaft für finnische Geschichte, japanische Waffen oder im Boden lebende Mikroorganismen an die Büchertische.

Zumeist sind es Akademiker, die sich jahrelang mit obskuren Interessensgebieten befassen und schließlich in der Welt ihrer Forschungen gefangen sind. Ich gebe zu, so sehr unterscheide ich mich nicht von ihnen. Immer wenn ich das Glück habe, in Paris zu sein, durchstöbere auch ich die Auslagen der Stände auf der Suche nach Büchern über Pflanzen und Bäume, die vielleicht schon vor Beginn des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurden. Im Laufe meines Erwachsenenlebens habe ich auf diese Weise eine ansehnliche Sammlung längst vergessener Bücher über Pflanzen zusammengetragen.

Samstagsmorgens öffnet der Markt um neun Uhr für das Publikum. Echte Enthusiasten finden sich allerdings bereits um acht Uhr dort ein, um auf die Öffnung zu warten. Man trifft sich in einer direkt vor dem Markt gelegenen Bar, ausgerüstet mit leeren Rucksäcken, die man zu füllen hofft. Die Begrüßungen fallen etwas unbeholfen aus, denn man kennt sich zwar seit Jahren vom Sehen und manchmal sogar beim Namen oder man weiß, was der andere beruflich macht, hat aber noch niemals ein richtiges Gespräch miteinander geführt. Man trinkt einen Kaffee und bäugt misstrauisch diejenigen, von denen man weiß, dass sie die eigenen Interessen teilen. Es ist fast wie eine Art Fluch, denn ganz gleich, worüber man auch forscht, es gibt immer jemanden, mit dem man um dieselben Bücher konkurrieren muss.

Mein Rivale ist ein großer, schlanker älterer Herr mit wettergegerbtem Gesicht. Er trägt sommers wie winters denselben hellen Regentmantel und wirkt, als habe er viele Jahre seines Lebens unter der Wüstensonne verbracht. Wie alle eingefleischten Büchersucher ist er vollkommen witterungsresistent – ganz gleich, ob es regnet, windet, schneit oder friert, oder ob eine atemlose Hitze auf dem Markt lastet, er ist immer da, jeden Samstag um Schlag acht Uhr. Hinkend wandert er von einem Stand zum nächsten und weiß durch seine kleine Behinderung

den Eindruck zu erwecken, er könnte sich nur langsam bewegen, doch sobald etwas seine Aufmerksamkeit erregt, macht er sich mit einer wilden, jugendlich anmutenden Behändigkeit über die betreffenden Bücherstapel her. Mir ist das inzwischen bekannt, aber Neulinge lassen sich durch seine scheinbare Gebrechlichkeit immer wieder täuschen.

Er kennt kein Pardon und ist so hart im Nehmen wie das lager-trockene Holz, aus dem er geformt zu sein scheint. Niemals müde, durchsucht er Stapel um Stapel. Kein Samstag vergeht, an dem er den Markt am Ende des Tages nicht mit einem Rucksack voller Wälzer ver-ließe. Die Buchhändler kennen ihn gut, nennen ihn respektvoll »Profes-sieur« oder »Henri«. Und Professor Henri ist wahrlich ein furchterregen-der Gegner, ein richtig harter Kerl, dessen einzige Schwächen offenbar die Botanik und die Französische Revolution sind. Ich muss zugeben, dass ich ihn anfangs nicht sonderlich mochte, denn er hat augenschein-lich einen sechsten Sinn für Botanikbücher. Die Stapel durchstöbert er mit dem Instinkt eines Wiesels, das genau weiß, in welchem Kaninchen-bau es auf Beute hoffen darf. Wenn wir einander über den Weg laufen, mustert er mich mit immer demselben süffisanten Blick. Zu Beginn des Tages starten wir meistens an den entgegengesetzten Enden des Mark-tes und bäugeln uns misstrauisch aus der Ferne, in der Hoffnung, dem anderen mit einer interessanten Entdeckung zuvorzukommen – ein har-tes Unterfangen, wie ich jedem versichern kann.

Umso mehr freute es mich, als ich ausgerechnet während einer un-serer Begegnungen auf das berühmte kleine Buch stieß. Es steckte in einer Plastikschatzhülle, wie wir sie als Kinder für unsere Schulhefte benutzten. Ich weiß nicht, ob man es heute noch so macht, aber als Grundschüler liebte ich es, meine Hefte zu Beginn des Schuljahres mit den Schutzhüllen zu versehen. Nur wegen dieser Kindheitserinnerung nahm ich das Exemplar überhaupt in die Hand, obwohl es sich dabei vermutlich nur um ein altes Notizbuch handelte. Geistesabwesend be-gann ich, darin zu blättern, und stellte zu meiner großen Überraschung fest, dass sich unter der banalen Plastikhülle ein wunderschöner Le-dereinband aus dem späten 18. Jahrhundert verbarg. Professor Henri

stand neben mir und behielt außer seiner eigenen auch meine Suche im Blick, so als habe er wie ein Chamäleon zwei voneinander unabhängige Augen. Er bemerkte den Einband und erstarrte. Jetzt hatte ich ihn. Mit einer Arglist, die ich mir selbst gar nicht zugetraut hätte, hielt ich das Buch so, dass er es nicht sehen konnte, und blätterte genüsslich darin herum, während ihn die Ungewissheit quälen musste. Als ich die Titelseite erreichte und sah, worum es ging, wusste ich, dass der Augenblick gekommen war, um mich für die erlittenen Kränkungen zu rächen. Ich fühlte mich wie ein Pokerspieler, der unversehens einen Royal Flush auf die Hand bekommen hatte, und machte ein enttäuschtes Gesicht, das den Professor sichtlich erfreute. Unter seinen gierigen Blicken tat ich so, als wollte ich das Buch wieder zurück auf den Stapel legen, überlegte es mir im letzten Moment jedoch anders. »Ach was. Ich nehme es«, raunte ich dem Buchhändler scheinbar lustlos zu, bezahlte, was ich schuldig war, und legte das Buch achtlos zur Seite.

Professor Henri beobachtete jede meiner Gesten, während wir beide etwas geistesabwesend die Auslagen des Händlers durchstöberten. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick in mein neues Buch, nur um mich gleich wieder gelangweilt abzuwenden. Da lag es, ein unwiderstehlicher Köder, und schließlich konnte er seine Neugier nicht länger bezähmen. »Entschuldigen Sie, Monsieur«, sprach er mich höflich an. »Dürfte ich vielleicht einen Blick in das Buch werfen, das Sie soeben erworben haben?«

»Aber bitte. Nur zu, sehen Sie es sich an.«

Der Professor nahm es, schlug es auf und erstarrte beim Anblick des prachtvollen Titelblattes erneut: *Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté* stand dort. Der Verfasser war ein gewisser Grégoire (1750–1831). Henri konnte seine Augen nicht von dem Büchlein lassen und blätterte ungläubig darin herum.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, noch ein wenig Salz in seine Wunde zu streuen. »Haben Sie gesehen? Es wurde im zweiten Jahr der Republik veröffentlicht, also 1794, wenn ich nicht irre«, sagte ich und lächelte ihn an. »Ich frage mich, wie ein so interessantes Buch wohl in einer Schutzhülle für Schulhefte gelandet ist.« Er wiederum wirkte so

verletzt, dass ich mich meiner Grausamkeit zu schämen begann. Da ohnehin gerade Mittag war, fragte ich ihn, ob ich ihn nicht zum Essen einladen könne. Damit wollte ich mich nicht nur für mein Verhalten entschuldigen, ich war auch neugierig und wollte mehr über ihn erfahren. Er nahm meine Einladung an, und wir gingen in eine nahegelegene Brasserie.

Sein voller Name lautete Henri Gerard. Über seinen Beruf als Lehrer für französische Geschichte hinaus versuchte ich, mehr über seine Interessen herauszubekommen. »Ich beobachte Sie nun schon seit geraumer Zeit bei der Büchersuche«, begann ich. »Aber ich dachte, Ihre Leidenschaft gilt der Botanik und nicht der Geschichte. Denn heute hatte ich ausnahmsweise Glück, aber ansonsten schnappen Sie mir nun schon seit Jahren die besten Bücher über Pflanzen vor der Nase weg.«

Die Anerkennung seiner Fähigkeiten als Büchersucher schien ihn zumindest halbwegs zu besänftigen, denn in seinem Gesicht blitzte ein kurzes Lächeln auf. »Sie haben recht, was Geschichte und Botanik betrifft. Das sind wirklich meine beiden großen Leidenschaften.«

Ich nahm das Buch, das sich wohl nicht zuletzt dank der Plastikschutzhülle in einem ausgezeichneten Zustand befand, aus dem Rucksack und schlug die Titelseite auf. Der volle Name des Autors war nicht angegeben. »Par Grégoire« stand dort nur, »membre de la convention nationale«. »Sie sind doch Experte für die Französische Revolution. Warum erzählen Sie mir nicht etwas über diesen Grégoire, der über Bäume schrieb. Sie sagten, er war Abt?«

Er sah mich ungläubig an, als hätte ich etwas ganz und gar Ungeheuerliches gesagt: »Sie wissen wirklich nicht, wer Henri Grégoire, der *Bürger*-Priester, war?«

»Nein, ich habe noch nie von ihm gehört«, gestand ich etwas kleinlaut.

Henri Gerard nahm das Büchlein in die Hand und durchblätterte es kopfschüttelnd. Er konnte nicht fassen, dass es ausgerechnet einem Unwissenden wie mir in die Hände gefallen war: »Nun, jetzt gehört es Ihnen, dagegen kann man nichts machen«, sagte er und legte es seuf-

zend auf den Tisch. »Dann sollen Sie wenigstens etwas über den Autor des Werkes erfahren, das so unverdienterweise in Ihren Besitz gelangt ist. Hoffentlich erkennen Sie dann, was für einen Schatz Sie da gefunden haben. – Henri Grégoire, besser bekannt als Abbé Grégoire, ist eine der bemerkenswertesten und faszinierendsten Persönlichkeiten der Revolution, aber selbst ich wusste nicht, dass er auch ein Buch über die Freiheitsbäume geschrieben hat. Und dem Veröffentlichungsdatum nach zu urteilen scheint er sogar der Erste gewesen zu sein, der sich mit diesen Bäumen befasst hat.« Henri Gerard bedachte mich mit einem eindringlichen Blick und schien mich sorgfältig abzuschätzen. »Wenn Sie das Thema wirklich so sehr interessiert, besuchen Sie mich doch kommende Woche bei mir zu Hause. Den Tag können Sie sich aussuchen. Wir trinken einen Kaffee und tauschen uns über Freiheitsbäume aus. Was halten Sie davon?«

Ich nahm die Einladung an, und wir verabredeten uns für den folgenden Mittwoch. Der Professor bedankte sich für das Mittagessen und nannte mir seine Adresse. Er ging wieder auf Bücherjagd, während ich mir alles notierte.

Ich folgte ihm nicht, denn ich war viel zu neugierig auf die Geschichte der Freiheitsbäume, um jetzt noch auf dem Markt nach Büchern zu stöbern. So beschloss ich, einfach sitzen zu bleiben, und widmete den Rest des Nachmittags der Lektüre meines Henri Grégoire.

Seite um Seite enthüllte sich mir das Geheimnis der Freiheitsbäume. Zunächst einmal waren es echte Bäume. Ich hatte schon befürchtet, es könnte sich um eine Metapher handeln, aber nein, es ging um Bäume aus Holz und Blättern. Als greifbares Symbol der revolutionären Ideale waren sie überall in Frankreich gepflanzt worden, vom kleinsten Dorf bis in die Hauptstadt. Seinen Ursprung hatte dieser schöne Brauch jedoch in der Amerikanischen Revolution.

Im Jahr 1765 verabschiedeten die Briten den berüchtigten Stamp Act (Stempelgesetz), der alle Druckerzeugnisse in den amerikanischen Kolonien mit einer Steuer belegte. Das Druckpapier musste aus Großbritannien kommen und mit einer Steuermarke versehen sein, die

zeigte, dass die Gebühr entrichtet worden war. Auf diese Weise hätten die Briten faktisch alles kontrollieren können, was in den Kolonien gedruckt wurde, und mit den Einnahmen gleichzeitig die an der Grenze zum Indianergebiet stationierten Truppen finanzieren können. Umgehend kam es jedoch zu Protesten in allen britischen Territorien Nordamerikas. Zunächst noch zaghaft wurden die Unruhen immer gewalttätiger und wuchsen sich schließlich zu einer regelrechten Rebellion gegen die Krone aus.

Eine der größten Protestaktionen fand am 14. August 1765 in Boston statt, wo sich eine Menge aus zornigen Kolonisten unter einer großen Ulme versammelte und eine Strohpuppe aufhängte. Sie stellte den Bostoner Kaufmann Andrew Oliver dar, der von König Georg III. mit der Durchsetzung des Gesetzes beauftragt worden war. Daneben hingte man einen Stiefel mit grün bemalter Sohle, der den Earl of Bute und Lord George Grenville¹ symbolisierte, jene beiden Minister also, die als wahre Urheber der Steuer galten. Dieser Protest war ein erster Akt der offenen Auflehnung gegen die englische Krone, zehn Jahre später sollte er in die Amerikanische Revolution münden.

Die Ulme, unter der sich die Bostoner Kolonisten versammelt hatten, wurde fortan als *The Liberty Tree* bekannt und der Versammlungsbereich um den Baum in *Liberty Hall* umbenannt. Als der Stamp Act 1766 aufgrund der Proteste aufgehoben wurde, fanden die größten Feiern just unter der Bostoner Ulme statt, die man zu diesem Anlass mit Fahnen, Bändern und Laternen schmückte. Den Baum erhob man so zum Symbol des Widerstands gegen die Briten schlechthin, und überall in den 13 Kolonien erklärten jetzt Bewohner große Bäume an markanten Plätzen zu ihren eigenen Freiheitsbäumen.

Ein Symbol zu sein, ist jedoch noch keine gute Voraussetzung für ein langes und friedvolles Leben. Die Bostoner Ulme ereilte ihr Schicksal bereits zehn Jahre, nachdem man sie zum *Liberty Tree* ernannt hatte. Wäre das nicht geschehen, der 1646 gepflanzte Baum hätte die Belagerung Bostons vermutlich noch um Jahrhunderte überlebt. Stattdessen fällt eine Gruppe Loyalisten ihn 1775 wegen seiner Symbolkraft und

verwendete seine Überreste als Feuerholz – ein trauriges Ende für den ersten aller Freiheitsbäume.

Die Amerikaner haben also die Freiheitsbäume erfunden, verantwortlich für die Verbreitung dieser Idee ist aber die Französische Revolution. Nach Auskunft von Abbé Grégoire geht die Sitte, Bäume zu Symbolen von Freiheit und Brüderlichkeit zu erklären, in Frankreich auf einen gewissen Norbert Pressac zurück. Er war Pfarrer von Saint-Gaudens in der Nähe von Civray, im Departement Vienne, als er im Mai 1790 »eine gut gewachsene Eiche im Wald ausgraben und auf den Dorfplatz bringen ließ, wo sie von beiden Geschlechtern eingepflanzt wurde.« Nachdem das geschehen war, richtete der Pfarrer folgende Worte an die Menschen: »Dieser Baum wird euch daran erinnern, dass ihr Franzosen seid. Und später einmal werdet ihr euren Kindern von der denkwürdigen Zeit berichten, als ihr ihn gepflanzt habt.«

Die Idee der Freiheitsbäume sprach die patriotischen Gefühle der französischen Bevölkerung an, und so verbreitete sich das Phänomen rasch im ganzen Land. Einen eigenen Freiheitsbaum zu besitzen, war allerdings nicht immer leicht, denn in vielen Dörfern gab es keine geeigneten Bäume. Sie mussten schließlich prachtvoll sein. Und da jedes Dorf, jedes Stadtviertel und jede Straße einen eigenen Freiheitsbaum wollte, dessen *majestätisches Haupt* höher aufragte als das aller anderen, setzte in den Wäldern eine wilde Jagd auf die imposantesten Exemplare ein. Es muss keine einfache Zeit für die »Baumpatriarchen« jener Epoche gewesen sein. Und so war das Schicksal jedes großen Baumes in Siedlungsnähe besiegelt. Doch da man es, wie Grégoire anmerkt, »eilig hatte, an riesige Bäume zu kommen, beschaffte man sie sich ohne Wurzelwerk, so dass sie bald vertrockneten.«

Um dem unwürdigen Schauspiel der abgestorbenen, weil wurzellosen Freiheitsbäume ein Ende zu setzen, erließ der Nationalkonvent ein Dekret: »In allen Gemeinden der Republik, in denen der Freiheitsbaum eingegangen ist, soll ein neuer gepflanzt werden, ab jetzt vom ersten Keim an. Der Setzling und seine Pflege werden der Obhut guter Bürger anvertraut, damit der Freiheitsbaum in jeder Gemeinde unter dem

Schutz der französischen Freiheit gedeihe.« Der Geist des Dekrets ist klar: Ein toter Baum taugt nicht als Symbol für eine immerwährende Revolution. »Die sterbende oder tote Natur kann nur Sinnbild des Despotismus sein«, mahnt Grégoire in seinem Buch. Stattdessen müsse »die lebendige und fruchtbare, ihre Wohltaten verbreitende Natur die Freiheit versinnbildlichen, die ihren Wirkungsbereich immer weiter vergrößert und Frankreich seinem Schicksal zuführt.«

Was die Revolution braucht, sind also majestätische und kerngesunde Bäume, die laut Abbé Grégoire obendrein noch eine ganze Reihe weiterer Eigenschaften haben sollten. Der perfekte Baum muss

1. stark genug sein, um auch großer Kälte zu trotzen, da ansonsten ein strenger Winter genügen würde, um ihn eingehen zu lassen;
2. unter den 80 bis 130 Fuß großen Exemplaren ausgewählt werden, weil ein großer und prachtvoller Baum ein Gefühl des Respekts hervorruft, das natürlich mit der Sache assoziiert wird, die er symbolisiert;
3. einen ordentlichen Umfang haben;
4. eine ausladende Krone besitzen, damit die Bürger unter seinen gastfreundlichen Zweigen Schutz vor Regen und Hitze finden;
5. langlebig sein. Und er sollte, wenn er schon nicht ewig existieren kann, unter den Pflanzen ausgewählt werden, die Jahrhunderte alt werden;
6. in der Lage sein, als Einzelbaum in allen Regionen der Republik zu wachsen.

Dass nicht alle Baumarten den Anforderungen entsprachen und nur sehr wenige die notwendigen Ausmaße erreichten, um die Größe der Revolution angemessen zu repräsentieren, versteht sich von selbst. Für Abbé Grégoire kam deshalb nur eine Spezies in Frage. Der Freiheitsbaum sollte eine Eiche sein, denn nur diese Art erfüllte alle notwendigen Voraussetzungen.

Nach der Lektüre des Büchleins hatte ich zwar eine recht klare Vor-

stellung davon, was die Freiheitsbäume für die Revolution bedeuteten, aber der Gelehrsamkeit von Professor Gerard fühlte ich mich noch nicht gewachsen. Also verbrachte ich die verbleibenden Tage bis zu unserem Treffen damit, so viele Informationen wie möglich über diese faszinierende Geschichte zu sammeln. Ich las alles, was ich darüber finden konnte, kam im Grunde aber nicht über das hinaus, was Abbé Grégoire geschrieben hatte. Anscheinend war nicht sonderlich viel über das Thema bekannt, und die meisten Autoren gaben lediglich wieder, was sie bei Grégoire gelesen hatten, auch wenn sich nur wenige die Mühe machten, ihn zu zitieren.

Mit einem mulmigen Gefühl, das mich an die Zeit meiner Universitätsprüfungen erinnerte, machte ich mich lange vor der vereinbarten Zeit auf den Weg zum Haus des Professors. Der abgetragene Regenmantel, sein Hang zum Feilschen und der Umstand, dass er – wie ich auf dem Büchermarkt gehört hatte – ein ins Mutterland heimgekehrter Auswanderer war, ließen mich vermuten, der Professor schwelge nicht gerade in Luxus. Ich nahm deshalb an, er lebe in einem zwar anständigen, aber dicht besiedelten Viertel. Die Adresse, an der ich mich einfand, hatte jedoch so gar nichts Volksnahes an sich. Im Gegenteil. Das imposante Gebäude mit seinem beeindruckenden, von Atlanten getragenen Eingang entsprach so gar nicht meinen Erwartungen. Die Prachtentfaltung erschien mir so unvereinbar mit der Gestalt von Henri, dass ich schon fürchtete, er wolle sich mit der Angabe einer falschen Adresse an mir rächen. Ich fand eine riesige schmiedeeiserne Tür vor, konnte jedoch nirgends eine Klingel oder Gegensprechanlage entdecken. Zaghafte klopfte ich an die Tür und kam mir dabei ziemlich lächerlich vor. Als ich gerade gehen wollte, öffnete sich die Tür und gab den Blick in eine elegante Eingangshalle frei. Ein uniformierter Pförtner begrüßte mich und fragte, ob ich der Gast sei, den Professor Gerard angekündigt habe. Ich versuchte, meine Überraschung über das luxuriöse Ambiente zu verbergen, und antwortete schlicht mit Ja. Der Pförtner begleitete mich zum Aufzug. »Die Wohnung von Monsieur Gerard befindet sich im vierten Stock. Er erwartet Sie bereits.«